

Sarah Bruni

DIE NACHT,
ALS
GWEN
STACY
STARB

Roman

script 5

Sarah Bruni

**DIE NACHT,
ALS GWEN STACY
STARB**

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Usch Pilz

Roman

Unverkäufliche Leseprobe

script 5



ISBN 978-3-8390-0162-2

1. Auflage 2014

Copyright © by Sarah Bruni. All rights reserved.

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe: script5, 2014

script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Usch Pilz

Bei den in diesem Buch genannten Comiccharakteren

handelt es sich um Figuren der Marvel-Comics.

Umschlagillustration: Birgit Schössow

Printed in Germany

www.script5.de

Für meine Eltern und für meine Brüder

Teil 1



DER WECHSEL DER Jahreszeiten kam unerwartet wie eine Seuche, anfallartig und stoßweise über den Mittleren Westen. Die Luft fühlte sich unecht an, war voller falscher Gerüche. In diesem Frühling kaufte sich Sheila bei einer Auktion an der Interstate 80 ein Fahrrad ohne Gangschaltung. Damit fuhr sie den Coralville Strip entlang zur Arbeit. Sie trat so kräftig in die Pedale, als wollte sie mit dem Autoverkehr mithalten – was völlig aussichtslos war –, und schnappte schon bald heftig nach Luft. Wenn sie an der Sinclair-Tankstelle ankam, fühlte sie sich immer etwas benommen, wie kurz vor einer Ohnmacht. Hin und wieder sah sie anstelle der weißen Fahrbahnmarkierung schwarze Punkte.

Manche Autofahrer steckten im Vorbeifahren die Köpfe aus dem Fenster, wenn Sheila zum Verschnaufen auf dem Seitenstreifen hielt, und riefen: »Alles in Ordnung, Miss?« Oder auch: »Von der Straße runter, Mädchen!« Schließlich waren sie in Iowa. Radfahren galt hier bestenfalls als nettes Hobby, aber nicht als Möglichkeit, zuverlässig von A nach B zu kommen. Doch für Sheila waren dies die glücklichsten Momente des Tages. Die einzigen glücklichen.

Es war der Frühling des Jahres, in dem immer häufiger Kojoten auftauchten und damit landesweit Aufsehen erregten. Die Schlagzeilen lasen sich wie eine Sammlung schlechter Witze: *Kojote läuft in Bar! Schlafender Kojote in Matratzenladen entdeckt! Kojotenrudel sorgt für Verzögerungen in O'Hare.*

Die Experten behaupteten, es gäbe keinen Grund zur Besorgnis, die Spezies sei extrem anpassungsfähig, weitgehend nachtaktiv und würde nur selten grundlos Haustiere fressen.

Scheinbar klammheimlich wurden die Kojoten in den Ortschaften und Städten heimisch. Jogger beklagten sich, dass sie morgens hinter den Bäumen in den öffentlichen Parkanlagen kauerten. Tatsächlich gesehen wurden die Tiere meist nur von ein paar wenigen Frühaufstehern, aber es genügte schon, davon zu hören – und zu wissen, dass sie nachts dort draußen waren, die Ratten austricksten und in den Gassen schliefen.

Es war, als wäre das gesamte Ökosystem durcheinandergeraten. Im Herbst hatten zwei Wale ihre gigantischen Leiber an Land gewälzt – wohl mit der festen Absicht, dort zu stranden, entgegen all den Bemühungen, sie ins Wasser zurückzubugsieren. Überall gab es plötzlich seltsame symbiotische Beziehungen: Die verlassenen Jungen einer Spezies suchten sich die merkwürdigsten Ersatzeltern aus. In den Nachrichten wurde volle fünf Minuten lang über ein Löwenbaby berichtet, das ausgerechnet eine Eidechse als Ziehmutter haben wollte. Der neueste Politskandal oder Flugzeugabsturz wurde zur Randnotiz.

Aber das war noch nicht alles. Selbst im Mittleren Westen merkte jeder, dass der ganze Planet aus dem Gleichgewicht war. Bis weit nach Neujahr war es für Schnee zu warm gewesen. Die Streuwagenfahrer waren stinksauer, die Verkaufszah-

len für Schippen eingebrochen. Es gab einfach nichts wegzuschippen. Erst Monate später fand der zögerliche Niederschlag endlich den Weg zum Boden. Der März kam wie ein Löwe und endete wie ein Lamm, das von einem Kojoten verschlungen wurde. Das hieß, es wurde wärmer – aber so hinterhältig und brutal, dass die Leute nur zögernd die leichte Kleidung aus dem Schrank holten. Keiner wollte in dieser Zeit voller Zufälle als naiv oder leichtgläubig gelten.

All das lag jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit in der Luft. Im Augenblick jobbte Sheila in der Tankstelle; sie war eine mustergültige Angestellte. Vier Tage die Woche radelte sie den Coralville Strip entlang direkt von der Schule zur Arbeit. Sie verpasste keine einzige Schicht und meldete sich nie krank. Das hatte natürlich einen tieferen Grund: Sie sparte. Seit einem Jahr zahlte sie alles, was sie verdiente, auf ihr Konto ein – und wenn eine bestimmte Summe erreicht war, würde sie das Land auf unbestimmte Zeit verlassen. Ihr Ziel war Paris, und wem das nicht passte, der konnte sich verpissen.

»Frankreich?«, hatte ihr Vater gesagt, als Sheila ihm davon erzählt hatte. So wie er das sagte, klang es wie eine alberne Idee, wie ein Hund in Karomäntelchen und Socken. »Was zum Teufel passt dir denn hier nicht?« Und an Sheilas Mutter gewandt: »Hast du das gehört?«, die dann den Kopf schüttelte oder mit den Schultern zuckte. Für Sheilas Schwester Andrea und Donny, Andreas Verlobten, war Sheilas Vorhaben sinnlose Geldverschwendung. Die beiden sparten für ein eigenes Restaurant. Sheila fand, dass sie eindeutig zu unternehmerisch dachten. Andrea behielt die Grundstückspreise im Westteil der Stadt im Auge; es gab einen Businessplan; der Laden sollte *Donnys Grill* heißen.

»Aber *du* stehst doch dann die ganze Zeit in der Küche«, hatte Sheila protestiert.

»Ja, sicher. Aber wir sind ein Team. Okay? Teamwork? Schon mal gehört?«, fragte Andrea. »Und mal ehrlich: Würdest du in einem Restaurant mit dem Namen *Donnys und Andreas Grill* essen?«

»Nein«, sagte Sheila.

»Genau. Und weißt du, warum? Weil der Name so idiotisch lang ist. Und außerdem kochen wir zusammen.«

Andrea war vor zwei Jahren ausgezogen, was ungefähr der Zeitdauer ihrer Verlobung entsprach. Sie hatte angefangen, falsche Nägel zu tragen, damit die Hand, abgesehen von dem Ring, nicht so einsam und schmucklos wirkte. Korallentöne mochte sie besonders gerne. Als Mädchen war Andrea übergewichtig gewesen und ganz wild darauf, sich zu verlieben. Natürlich wollte auch Sheila sich verlieben. Aber nicht in jemanden wie Donny. Nicht in jemanden aus Iowa.

Manchmal wurde Sheila in ihrem Zimmer von quietschenden Reifen aus dem Schlaf gerissen. Beim Abbiegen grölten die Jungs in den Jeeps: »Iowa Hawkeye football!« Und dann machten sie Tiergeräusche. Die echten Tiere in der Umgebung waren stille, scheue Wesen. Eichhörnchen, die auseinanderstoben, und kleine Spatzen, die zwischen den Rissen im Gehsteig umherhopsten und nach Krümeln suchten.

Die meisten Tiere, die vor dem Bau des Colleges hier heimisch gewesen waren, standen jetzt im Naturkundemuseum im zweiten Stock der Macbride Hall. Dort posierten sie ausgestopft vor einer gemalten Naturkulisse, verteidigten sich gegen Raubtiere und fütterten ihre Jungen. Ein paar Präriehundbabys kuschelten sich an ihre schlafende Mutter; Kaninchen

und Bodenbrüter waren so platziert, dass es aussah, als hüpfen und trippelten sie um die Füße eines Wapitis. In einer großen Vitrine starrte ein einzelner Kojote stur geradeaus. Er stand etwas abseits, als wäre er zu stolz, so zu tun, als lebte er noch. Sheila besuchte ihn an den Wochenenden. Auf der Tafel an der Vitrine stand: *Bergkojote. Gattung und Spezies: canis latrans lestes. Ursprünglich in Nevada und Kalifornien beheimatet. Verbreitung: westlich der Rocky Mountains von British Columbia bis Arizona und New Mexico.*

Die Bezeichnung Kojote, so hieß es weiter, sei von dem spanischen Wort coyote abgeleitet. Kojote von coyote. Sheila grinste über die überflüssige Wortklauberei. Aber der wissenschaftliche Name ging auf den lateinischen Begriff für bellender Hund zurück. Kojoten waren die ungezähmteren und lauteren Vetter der Hunde, waren ständig unterwegs und hatten ein größeres Revier. Sie jagten mit großer Geduld und Hartnäckigkeit. Kojoten waren stur, aber auch sehr anpassungsfähig. Ihre Lautäußerungen wurden als Heulen und Kläffen bezeichnet. Am häufigsten hörte man sie im Frühjahr und im Herbst, der Jahreszeit, in der die Jungen das Rudel verließen und sich ein neues Revier suchten. *Du Idiot! Du hättest überall hingehen können*, wollte Sheila zu dem Kojoten in der Vitrine sagen. *Und du kommst ausgerechnet nach Iowa?* Aber der Kojote wirkte noch ziemlich jung, war entweder von einem durchziehenden Rudel zurückgelassen worden oder nach Iowa übergesiedelt, wo man ihn umgehend erschossen und ausgestopft hatte.

Der Blick des Kojoten schien Sheila sagen zu wollen: *Sieht aus, als wären wir ganz unter uns. Wir können also über alles sprechen.* Dass der Kojote in der Vitrine so weit abseits stand, gefiel ihr. Er starrte sie an, als wollte er sie gleich ansprechen.

Mit anderen Kojoten hatte seine Überlebensgeschichte nichts zu tun – höchstens mit einem neuen Revier.

Mindestens einmal die Woche fuhr Sheila mit dem Rad zur Macbride Hall, drückte die Nase an den Glaskasten und redete sich alles von der Seele. Dem Kojoten stellte sie Fragen, die sie keinem lebenden Wesen zu stellen wagte. Das Tier starrte ausdruckslos zurück. Bei ihrem letzten Besuch hatte Sheila die Stirn an das Glas gelehnt und wissen wollen: »Wie soll ich je hier wegkommen?«

Der Kojote kannte sich aus, das sah man ihm an. Natürlich war Sheila nicht so naiv, auf ihre Fragen eine direkte Antwort zu erwarten. Aber wie alle Menschen im Mittleren Westen konnte sie Zeichen deuten. Hier achtete man auf solche Dinge und glaubte, dass nichts ohne Grund geschah. Sheila war da keine Ausnahme. Sie fixierte die starren Glasaugen des Kojoten. An Flucht konnte er nun nicht mehr denken, aber eine gewisse Rastlosigkeit in seinem Blick zeigte deutlich, dass er früher sicher oft mit dem Gedanken gespielt hatte.

Leuten, die in Tankstellen arbeiten, wird gerne unterstellt, dass mit ihnen etwas nicht stimmt. Dass sie keinen Ehrgeiz haben, faul sind, in der Schule keine guten Noten hatten oder ein bisschen bekloppt sind.

Wer so dachte, dem kam das eigene Leben dann vielleicht nicht ganz so armselig vor. Das war zwar nur Sheilas Theorie, aber eine, die auf Recherchen und Beobachtungen basierte. Sie stellte hinter der Theke soziologische Studien an. Manchmal setzte sie sich mit noch rotem Kopf und außer Atem von der Radfahrt an die Kasse, starrte ins Leere, rauchte eine Zigarette oder steckte Münzen in den M&M-Automaten. Wenn sie die

uralten Schokolinsen im Mund drehte, hörte sich das fast an, als würden Autoreifen über Schotter fahren. Kunden, die sahen, wie sie die Süßigkeiten mit dem abgelaufenen Verfallsdatum zermalmte, maßen sie mit kalten, missbilligenden Blicken. Am schlimmsten waren die jungen Frauen, die oft kaum älter waren als Sheila. *Ach ja?*, sagten ihre Augen. *Wie armselig ist das denn?*

Ein andermal legte Sheila das Buch mit den Französischvokabeln auf die Theke. Sie schlug es nicht einmal auf, schob es nur zwischen sich und die Kunden. Der Effekt war bemerkenswert. »Was für ein prima Job für eine Schülerin!«, riefen dieselben Frauen dann. »Hier kannst du doch sicher alle deine Hausaufgaben erledigen.« Das Wechselgeld händigte Sheila ihnen dann mit dem sittsamen Lächeln eines fleißigen Bienchens aus und ließ sie denken, was sie wollten. Sie war Schülerin; sie arbeitete in einer Tankstelle. Schülerin. Tankstelle. Eine vielversprechende junge Frau. Eine total kaputte Siebzehnjährige. Sie hatte die Frauen hier lange genug beobachtet, um zu wissen, wie sie einander abschätzten, wie sie Überlegungen und Berechnungen anstellten, wer es wohl einmal zu etwas bringen würde und wer nicht. Deshalb warf sie diese Vorstellungen mit ihrem Französischbuch gerne ein bisschen durcheinander. Wenn es nach ihr ging, konnte die ganze Stadt zur Hölle fahren.

Sheila war eigentlich eine ganz passable Schülerin. Nicht überragend, aber sicher gut genug für ein anständiges College. Für ein Stipendium reichte es allerdings nicht. Ihr Vater hatte gesagt, er könnte ihr ein bisschen unter die Arme greifen, doch wenn sie aufs College wollte, würde sie einen Kredit aufnehmen müssen. Sheila war der Meinung, bereits eine Vorstellung vom College-Leben zu haben, denn sie war in einer Stadt in

unmittelbarer Nachbarschaft eines der nicht ganz so großen Big-Ten-Colleges des Mittleren Westens aufgewachsen. Die College-Jungs hier trugen weiße Mützen mit nach hinten gedrehten Schildern und nannten einander liebevoll Schwuchtel. Die Mädchen schleppten statt Rucksäcken Handtaschen mit sich herum und besaßen keine Winterjacken. An verschneiten Winterwochenenden sah man sie in engen schwarzen Hosen und knappen bunten Tops, die an Gymnastikanzüge erinnerten, scharenweise zwischen den Bars herumstolpern, in denen sie sich aufwärmten. Sie aßen Gyros und versuchten im Schutz der Gruppe, den Frostbeulen zu trotzen. Sheila hatte schon als Elfjährige das Gefühl gehabt, sie hätte das College hinter sich, und fand es nicht sonderlich beeindruckend. Also sparte sie ihr Geld lieber und fuhr dann irgendwohin, wo sie nicht sowieso schon ihr ganzes Leben verbracht hatte.

Die meisten Lehrer an ihrer Highschool, die selbst irgendein allgemeinbildendes Studium absolviert hatten, priesen unablässig die Vorzüge eines direkten Übergangs aufs College. Die einzige Ausnahme war Sheilas Französischlehrerin. »Lasst uns alle zum nächstbesten College rennen und Tausende von Dollars verschwenden, bevor wir überhaupt wissen, was wir studieren oder mit unserem Leben anfangen wollen!«, spottete Ms Lawrence angesichts der üblichen weisen Ratschläge, die die Beratungslehrer über den Schülern ausgossen. Wenn sie Englisch sprach, verwendete Ms Lawrence gerne die erste Person Plural und führte Diskussionen mit sich selbst. Sie trug Tücher mit aufwendigen Mustern im Haar und hatte eine hervorragende Haltung. Und sie war dabei beobachtet worden, wie sie auf dem Schulparkplatz einen Mann in einem Auto geküsst hatte, der zehn Jahre jünger aussah als sie und den sie

als ihren Freund bezeichnete. Montags kam sie ins Klassenzimmer und sagte Dinge wie: »Hat es irgendwer am Wochenende ins Hancher Auditorium zur Premiere von *Mutter Courage* geschafft? Mein Freund und ich waren am Freitag dort, und es war ganz großartig. Vorausgesetzt, es ist einem gerade nach Brecht zumute.« Ms Lawrence war aus Delaware nach Iowa gekommen – ein so weit entfernter Ort, dass es auch Frankreich hätte sein können. Sheila stellte sich Delaware als schlichten Staat von bescheidener Größe vor, voller hochgewachsener Frauen mit ebenso aufwendigen wie bedeutungsvollen Frisuren und Handschriften wie Ms Lawrence.

Très bien! schrieb Ms Lawrence an den Rand von Sheilas Hausaufgaben. *Fantastique.* Und wenn Sheila dann auf die ordentlichen, schmalen Buchstaben starrte, die Ms Lawrences Stift entsprungen waren, empfand sie einen Moment lang so etwas wie Erleichterung, weil es vielleicht doch jemanden gab, mit dem sie kommunizieren konnte.

Die Tankstelle hatte ein paar Stammkunden. Ned, ein Vietnam-Veteran, der Pfandflaschen sammelte, kaufte täglich mit dem Münzgeld, das er dafür bekam, eine Packung Pall Mall. Immer grub er ganze Hände voll Kleingeld aus den Taschen seiner Jeans. Mit den Pennys fing er an. Er stapelte sie zu ordentlichen Zehnergeldstücken. Manchmal hatte Sheila keine Lust zum Zählen und sagte: »Ned, die gehen heute aufs Haus.« Aber Ned wollte keine Almosen.

Und es gab einen Typen, der manchmal tankte und manchmal nur eine Packung Camel ohne Filter kaufte. Beim ersten Mal, als Sheila seinen Führerschein kontrollierte – laut Gesetz musste jeder, der jünger aussah als siebenundzwanzig, seinen Führerschein vorlegen, auch wenn das auf ihn eher nicht zu-

traf –, registrierte sie kaum, dass er Peter Parker hieß. Erst später kam ihr das seltsam vor. Peter Parker redete nicht viel. Anfangs hielt sie ihm ein paarmal die falschen Zigaretten hin. Dann sagte er: »Ohne Filter«, und schaute dabei an ihr vorbei. Deshalb hielt sie ihn für ein bisschen verklemmt. Aber bald kannte sie seine Marke und hatte die Packung schon bereit, bevor er danach fragte. Manchmal gab sie ihm die Zigaretten auch umsonst. Sie wusste, dass er das schätzte. Aber er ließ sich nie etwas anmerken. Er sagte noch nicht einmal Danke, neigte nur andeutungsweise den Kopf.

Die Tankstelle lag in der Nähe der Ausfahrt zu einem der größten Einkaufszentren in Iowa. Autos aus dem gesamten Staat verließen hier die Interstate 80. Sie waren alle voll besetzt, die Kinder auf den Rücksitzen drückten die Gesichter an die Fenster. Die Männer kamen in die Tankstelle, kauften Kaugummi oder Getränke und fragten, wie weit es noch bis zum Einkaufszentrum sei. Geradeaus, oder? Stimmte es, dass es dort ein Karussell gab? Ein Kino? Eine Schlittschuhbahn?

Sie packten die ganze Familie in den Truck und fuhren drauflos. Sobald sie die Tankstelle erreichten, wussten sie, dass sie richtig waren. Aber die Kinder waren aufgedreht und brauchten Kaugummi, damit sie den Mund hielten. Die Mütter brauchten eine neue Packung Ultra Light 100 und die Väter die Bestätigung, dass sie das Ziel fast erreicht hatten.

»Angeblich gibt es in dem Einkaufszentrum zwanzig Restaurants«, sagten sie dann.

»Mindestens«, entgegnete Sheila. »Es gibt eine ganze Schlemmermeile.«

»Okay. Einfach weiter geradeaus?«

»Ja.«

Einmal wartete Peter Parker grinsend hinter einer solchen Familie. Als er an der Kasse stand, verstellte er seine Stimme. »Anscheinend gibt es in dem Einkaufszentrum ein Spielkasino. Auf dem Flussdampfer, der unten im Keller vor Anker liegt. Und der Parkplatz ist mit Gold gepflastert.« Er beugte sich über die Theke und Sheila spürte, wie ihr die Hitze in die Wangen stieg, als sich der Abstand zwischen ihnen verringerte.

»Ja, richtig«, meinte sie zustimmend. Das war das erste Mal, dass sie mehr Worte wechselten, als für das Bezahlen von Zigaretten und Benzin nötig waren.

»Wann hast du denn hier Schluss?«, fragte Peter. »Komm mit mir zum Blackjack, dann zocken wir ein bisschen. Wie sieht es aus? Bist du dabei? Wir sahen richtig ab.«

»Ich habe um acht Feierabend«, hörte Sheila sich antworten. Sie sah die Spielautomaten blinken. Münzen prasselten aus den Schlitzen zu Boden. Menschen warfen die Hände in die Luft. Menschen hoben Gläser.

Als Sheila die Tankstelle abschloss und sich aufs Rad setzte, war sie ein bisschen enttäuscht, dass Peter nicht aufgetaucht war. Dabei hatte sie doch gewusst, dass er nur Blödsinn gemacht hatte. Auf der Heimfahrt musste sie sich energisch sagen, dass Casinos deprimierende Orte voller einsamer Menschen waren, dass sie nicht mal alt genug zum Spielen war und dass es dieses Casino im Übrigen gar nicht gab, damit sie nicht andauernd Peter vor sich sah, wie er allein an den Automaten spielte, damit sie nicht andauernd daran dachte, dass er nicht wiedergekommen war.

Von da an verpasste er nur selten eine ihrer Schichten und nahm sich häufig die Zeit, ein oder zwei Zigaretten zu rauchen und ein bisschen zu quatschen.

Eines Tages fragte Sheila Donny, ob er einen Peter Parker kennen würde. »Klar«, sagte Donny. »Spider-Man.« Nein, nicht Spider-Man, erklärte sie geduldig. Nur einen Typen, der zufällig so hieß. »Einen, der sich für den beknackten Spider-Man hält?«, fragte Donny. Aber Peter war nur jemand, der nachts Taxi fuhr und zwischen zwei Touren auf eine Zigarette in die Tankstelle kam. Eigentlich durfte Sheila den Kunden nicht erlauben, im Laden herumzuhängen. Nach neun Uhr abends brausten oft zwielichtige Gestalten den Coralville Strip entlang. Aber Sheila mochte Peter Parker. Er hatte schönes dunkles, seltsam gewelltes Haar, das ihm in die Augen fiel, wenn er sich vorbeugte, um sich etwas genauer anzusehen. Oder wenn er den Inhalt seiner Taschen auf der Theke ausbreitete und nach einem Fünfer suchte. Außerdem hatte er immer Schmutz unter den Fingernägeln und seine Hände waren breit und schwielig, so als würde er sie noch für andere Dinge benutzen als zum Gestikulieren und zum Bezahlen. Sheila fragte sich, wofür. Donny täuschte sich vermutlich in Bezug auf Peter Parker. Der Name war eigentlich nicht ungewöhnlich; so konnten viele Leute heißen. Doch er bot ihr einen willkommenen Anlass, über geheime Identitäten und Doppelleben nachzudenken. Sie schwelgte gerne in der Vorstellung, dass seine Fingernägel schmutzig waren, weil er wieder einmal die Welt hatte retten müssen.

»Ich bin da!« Sheila schlug die Haustür zu und ging in die Küche. Ihre Mutter stand mit dem Schwamm in der Hand an der Spüle, ihr Vater mit einem Geschirrtuch daneben. Auch nach fünfunddreißig Ehejahren wechselten sie sich noch jeden Abend mit dem Spülen und Abtrocknen ab.

»Hallo, Liebes«, sagte ihre Mutter. »Wir räumen gerade die Sachen vom Abendessen weg.«

Manchmal warteten sie, bis Sheila Feierabend hatte. Aber wenn sie erst spät nach Hause kam, hoben sie ihr einen Teller Essen auf, den sie sich dann in der Mikrowelle warm machen konnte.

Ihre Eltern waren eigentlich gegen den Job in der Tankstelle gewesen. Ihre Mutter fand, das sei Männerarbeit. Das Öl, die Zigaretten. Ihr Vater meinte, die Tankstelle und der Coralville Strip seien nachts nicht sicher. »Irgendein Bekloppter könnte die Tankstelle überfallen. Und was willst du als Mädchen und ganz alleine dann machen?«

»Dasselbe wie du: ihm das Geld geben«, hatte Sheila geantwortet. »Und dann die Cops rufen.«

»Ich kann nur hoffen, dass das alles ist, was die Räuber von dir wollen.«

»Wie was zum Beispiel?« Doch sie hatte keine Antwort bekommen. Wollte er damit sagen, sie könnte sexuell belästigt oder gar angegriffen werden? Sollte das heißen, dass eine Jugendliche, die einen Job in einer Tankstelle annahm, leichtsinnig und unverantwortlich handelte? Weil man damit rechnen musste, dass gewisse Männer sich nicht im Griff hatten, kurzerhand den Schwanz aus der Hose zogen und Forderungen stellten? Man musste immer misstrauisch sein! Man musste standhaft sein und wachsam! Besonders Mädchen wie Sheila, von denen man eigentlich erwartete, dass sie aufs College gingen, anstatt sich nachts in einer Tankstelle namenlosen Gefahren auszusetzen. Ganze Generationen hatten dafür gekämpft, dass junge Frauen wie sie aufs College gehen konnten. Und jetzt wollte sie sich nicht einmal *bewerben*? Sie wollte tatsäch-

lich in einer schäbigen Tankstelle arbeiten und für irgendein verrücktes Vorhaben sparen?

»Gut, dass ich fast achtzehn bin«, hatte Sheila die Treppe hinuntergeschrien. »Alt genug für ein paar eigene Entscheidungen, denke ich.«

Allerdings wohnte sie noch zu Hause – worauf ihr Vater sie gerne hinwies. Sie streckte die Füße noch unter seinen Tisch. Aber Sheila erzählte inzwischen jedem, wie schnurz ihr das war. Denn am Ende des Jahres würde sie eine Fremdsprache fließend beherrschen und in einem anderen Land leben.

»Ist dir unser Land nicht gut genug?«, hatte ihr Vater sie kürzlich gefragt. Er hatte sie dabei ertappt, wie sie mit einem Korb Wäsche unter dem Arm auf dem Weg in ihr Zimmer die Aussprache französischer Wörter übte.

»Bingo«, war Sheilas Antwort gewesen. »Zu viele Regeln.«

»Weil es in Frankreich sicher keine gibt«, hatte ihr Vater entgegnet.

Sheila hatte mit den Schultern gezuckt. »Je ne sais pas.«

Sie wusste es tatsächlich nicht. Deshalb war es ja so schwierig, ihre Pläne zu verteidigen. Sie war gezwungen, auf die Frage, was genau sie in Paris machen wollte, ihren Gegnern eine zufriedenstellende Antwort zu geben. Eigentlich waren ihre Ziele eher bescheiden. Sie stellte sich einen Job in einem Laden vor, hinter irgendeiner Theke. Sie stellte sich vor, dass sie ein Zimmer mieten würde, dessen Fenster zu einer geschäftigen Straße hinausging. Vielleicht gab es dort Freunde, irgendeine Art von Gemeinschaft. Aber meist sah sie sich auf dem Rad durch die Straßen fahren, den Fahrradkorb voller Gemüsesorten, deren Namen sie nun aussprechen konnte. Wichtig war vor allem, dass es diesen Ort wirklich gab und dass man dort-

hin reisen konnte. Wichtig war auch, dass sie eine Zeit lang genau dort sein würde und dass *dort* nicht *hier* war.

Ihr Vater hatte sie unbarmherzig gemustert. »Du kannst kein Leben in einer Sprache anfangen, die du nicht verstehst, Sheila.«

Sie hatte sich verteidigen wollen, erklären wollen, dass sie schon viele Wörter und Konjugationen beherrschte. Aber er hatte ihren Blick nicht losgelassen. Er hatte sie angeschaut, bis sie die Lider niedergeschlagen und auf ihre Nägel hinuntergestarrt hatte. Ihr Vater war seit jeher derjenige in der Familie, mit dem sie vernünftig reden und sich auch mal streiten konnte. Ihre Mutter hingegen flüchtete mit gehetztem Blick ins Bügelzimmer, sobald es Stress gab, und faltete dort Wäsche zusammen.

Aber seit einiger Zeit war ihr Vater der Stille, so als bedrückte ihn der Gedanke, dass er mit einem fremden Land um die Zuneigung seiner Tochter konkurrieren musste. Nun war ihre Mutter plötzlich diejenige, die sagte: »Liebes, wir verstehen einfach nicht, warum du meinst, so etwas machen zu müssen.« Als hätte Sheila vor, in den Krieg zu ziehen oder sich unwiderflich von ihrer Familie loszusagen.

»Ich meine, wie soll das denn gehen?«, fragte ihre Mom. »Willst du an Weihnachten nach Hause kommen oder feierst du von jetzt an statt mit deiner Familie mit einer Horde Ausländer?«

Sheila holte den Teller mit irgendwelchem Fleisch und Kartoffelpüree aus dem Kühlschrank. Ihre Eltern machten den Abwasch fertig und schwebten dann noch eine Weile in ihrer Nähe herum. Wie Insekten. Wie Kolibris.

»Wie war dein Tag?«, wollte ihre Mutter wissen.

»Ganz okay.« Sheila entfernte die Plastikfolie und stellte die Mikrowelle auf zwei Minuten.

»Hast du in der Schule etwas gelernt?«, fragte ihr Vater wie ein Vater im Fernsehen.

Sheila überlegte kurz. Sie dachte: Ein unregelmäßiges Dreieck hat unterschiedliche lange Seiten und unterschiedlich große Winkel. Sie dachte: je veuille, tu veuilles, elle veuille. Und dann noch etwas mit einem alten Seemann mit einem toten Albatros um den Hals. »Nicht wirklich.«

Ihr Vater nickte und faltete auf der Arbeitsplatte das Geschirrtuch zusammen. Ihre Mutter küsste sie auf die Stirn. »Mach die Lichter aus, bevor du raufgehst, Liebes.«

Sheila saß mit ihrem Teller am Küchentisch. Es hatte mal eine Zeit gegeben, da hatten ihre Eltern sich zu ihr gesetzt und ihr beim Essen Gesellschaft geleistet. Aber diese Zeit war anscheinend vorbei. Es hatte mal eine Zeit gegeben, da hatte sie diesen Leuten – ihren Eltern – Dinge erzählt, Dinge erklärt, sie Dinge gefragt und ihnen Dinge gezeigt. Zu sehen, wie ihr Vater das Geschirrtuch faltete und dann langsam, die Hand schwer auf das Geländer gestützt, zum Schlafzimmer hinaufstieg, ließ ihre Unterlippe zittern wie kurz vor einem Schluchzen. Aber das Schluchzen kam dann doch nicht. Sie hatte es innerhalb von siebzehn Jahren geschafft, dass mit den Menschen, die sie in die Welt gesetzt hatten, keine Kommunikation mehr möglich war.

Sheila saß unter dem kalten Küchenlicht und zog die Gabel durch das Kartoffelpüree. Zog es glatt und zog ein Muster, zog es glatt und zog ein Muster, stellte sich ein weißes Feld auf ihrem Teller vor, ein fremdes Terrain, das ihre volle Aufmerksamkeit verlangte, ein Stück Land, um das sie sich unverzüglich und intensiv kümmern musste.



MITTEN IN DER Nacht passierte immer dasselbe. Die Träume ermahnten den Träumer, aufmerksam zu sein. Sie drängten ihn, sich mit diesem oder jenem zu beschäftigen. Meist war das ganz in Ordnung. Man konnte das Unterbewusstsein durchaus mal willentliche Überlegungen anstellen lassen.

Immer wieder sagten die Träume dem Träumenden: *Tun wir doch mal kurz so, als ob die Welt so wäre. Nichts Besonderes, alles ganz entspannt, nur etwas, womit man sich bis zum Aufwachen beschäftigt.*

Hab dich nicht so, sagten die Träume. Du wirst sehen, es macht Spaß.

Stell dir Folgendes vor: eine Treppe. Einen Stadtplan. Ein Mädchen in Unterwäsche. In deinem Keller haust ein Löwe. Ein Zugvogel erklärt die Mikroklimata des Pazifischen Nordwestens. Die Energie deiner geistigen Aktivitäten reicht aus, um einen Zug anzutreiben.

Eigentlich war keiner dieser Träume ein Problem. Der Träumende fand sie sogar ganz angenehm. Aber es gab auch andere Träume. Und die begannen genauso, mit einer Anweisung:

Hör zu. Aber diesmal war es keine Bitte; es war eher ein Befehl. Eine Drohung. Diese Träume fühlten sich fast wie tatsächliche Ereignisse an, die irgendwo passieren würden, wenn der Träumende dies nicht zu verhindern wusste.

Wie zum Beispiel dieser hier: *Du fährst nach Chicago.*

Warum Chicago?

Schwer zu sagen, aber alle fünfzehn bis zwanzig Meilen zählen Schilder die Entfernung bis zur Stadt herunter, sodass mit der typischen Logik von Träumen das Wort Chicago dieselbe Bedeutung bekommt wie das Wort Ziel. Ein schönes Mädchen sitzt neben dir im Wagen. Im Handschuhfach liegt eine Pistole. Die Waffe ist klein und kalt. Das weißt du, denn bevor sie im Handschuhfach landete, lag sie in deiner Hand und war auf das Mädchen gerichtet. Auf das Mädchen, das dir so bekannt vorkommt. Sie ist schon früher in deinen Träumen aufgetaucht, aber woher du sie kennst, weißt du nicht genau. Auch ihr Name fällt dir nicht ein. Nur der Name des Ortes, zu dem ihr unterwegs seid.

Es herrscht ein Gefühl von Dringlichkeit. Die Fenster sind offen und der Fahrtwind greift dir ins Haar, schlägt dir gegen Wangen und Kinn. Der Countdown auf den Schildern: fünfzig Meilen, dann fünfzehn, schließlich unbekannte Wolkenkratzer als sichtbarer Lichtschein am Horizont. Irgendwo spielt leise ein Radio. Du siehst einen Parkplatz, eine Taube, die hilflos mit einem Flügel schlägt, zusammengepresstes Metall, das in Stapeln einen schmalen Fluss hinuntertreibt. Ein ganzer Schrottplatz voller plattgedrückter Autos. Die Hälfte davon schiebt sich stromabwärts; eine intakte Stoßstange reflektiert einen Sonnenstrahl. Die andere Hälfte des Altmetalls liegt übereinandergestapelt auf einem verlassenem Grundstück, die

ursprünglichen Farben des Blechs verborgen unter all dem Staub, der sich darauf niedergelassen hat. Er stammt von den Explosionen in der Nähe. *Explosionen kann es hier hin und wieder geben*, warnt dich der Traum. Du versuchst es dir zu merken.

Dann eine enge Wohnung, die du nicht kennst. Und was als Nächstes passiert, wirst du nicht mehr los. Du siehst einen Mann ins Zimmer kommen. Seine stummen, flehenden Augen sind dir seltsam vertraut. Den Rest siehst du nur bruchstückweise, wie Schnappschüsse mit verschwommenen, ausgebleichten Rändern. Du siehst ihn mit geballten Fäusten ins Badezimmer gehen. Er öffnet eine Faust über dem Mund und lässt die Pillen wie ein schmales Rinnsal in seinen Körper laufen. Sie bleiben ihm im Hals stecken und du siehst ihn husten, würgen. Du siehst, wie er stöhnt, und dann alles, was danach kommt. Inzwischen ist es völlig unmöglich wegzuschauen, die Bilder abzuschalten.

Er erinnert dich an jemanden, den du kennst. Und die schreckliche Logik des Traums, der Vision, der Bedrohung, der Prophezeiung sagt dir, dass du der einzige Mensch bist, der ihn vor sich selbst retten kann.